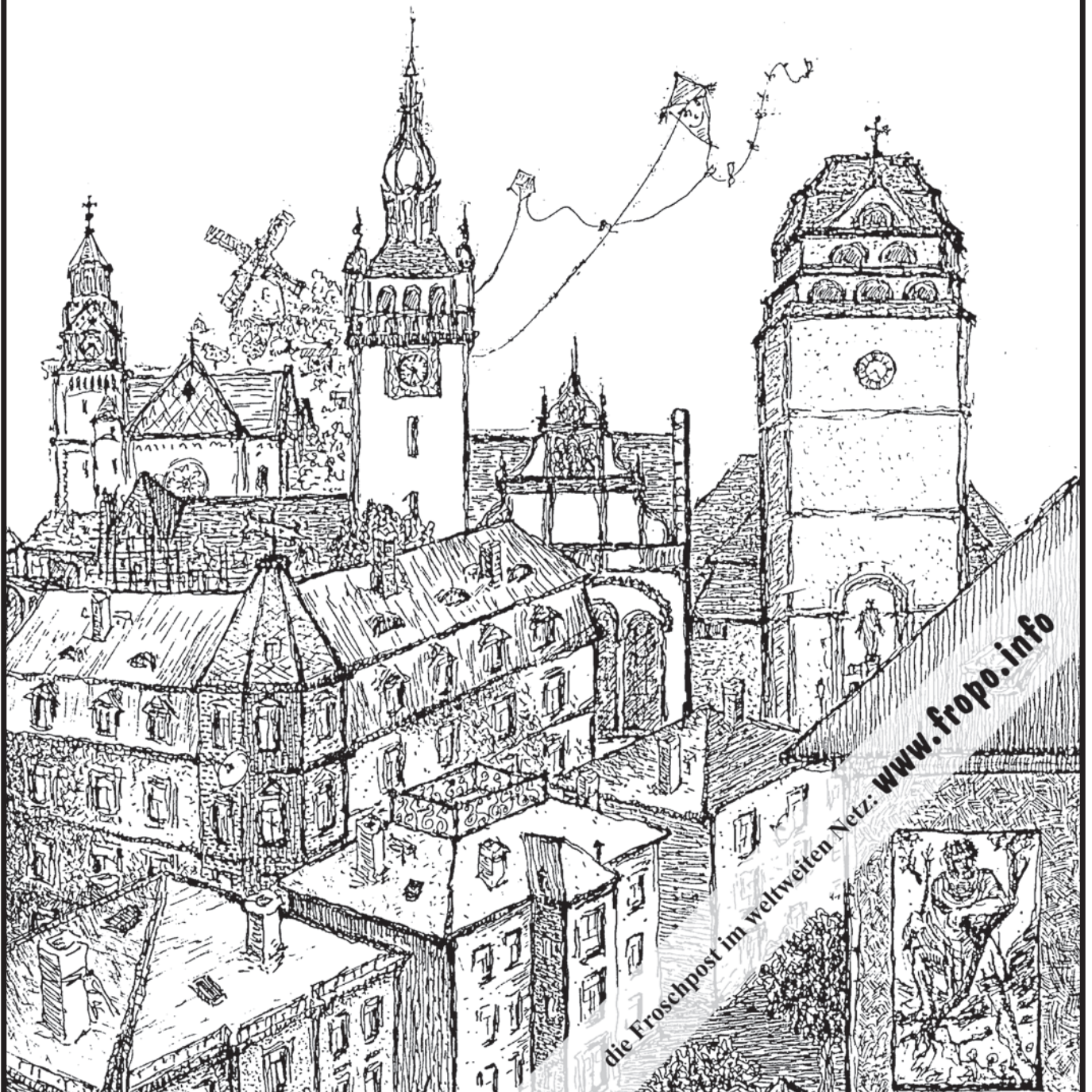


FROSCHAPOST



Heimatzeitung der Bürgerinitiative Freundeskreis

COTTA e. V.



Aus dem Vereinsleben

Am 29.03.2012 fand die jährliche Mitgliederversammlung des Freundeskreises Cotta e.V. statt. Aufgrund des Ausscheidens von Herrn Kühfuss und Herrn Richter aus dem Vorstand waren Neuwahlen notwendig. Frau Garrelts bleibt Vorsitzende des Freundeskreises Cotta e.V.. Zum ersten stellvertretenden Vorsitzenden wurde Herr Gert Miemitz gewählt, der schon seit einiger Zeit in der Arbeitsgruppe Leutewitzer Park sehr aktiv mitgearbeitet hat. Das Amt des zweiten stellvertretenden Vorsitzenden bleibt zunächst unbesetzt. Herr Richter wird auch weiterhin die Froschpost betreuen.

Eine sehr erfreuliche Entwicklung hat unser Hauptprojekt Leutewitzer Volkspark genommen: Die Planungen für die Sanierung sind im letzten Jahr angelaufen. Durch das Grünflächenamt wurde ein Landschaftsarchitekturbüro mit der Erstellung eines Konzepts beauftragt. In die Planungen wurde auch der Freundeskreis bei vielen gemeinsamen Beratungen mit eingebunden.

Im Februar 2011 erfolgte als erster Schritt der Verschönerung die Hangrodung des Mittelhangs durch den Bauernhof Kühne. Im Februar 2012 wurde durch die Entfernung von Wildwuchs die historische Rodelbahn freigelegt.

Am 24. September 2011 konnten wir den 100. Geburtstag des Parks mit einem weiteren Parkfest feiern. Ca. 3.500 Gäste tummelten sich bei schönem Wetter im Park. Es konnte bei diesem Fest ein Erlös an Spenden für den Park in Höhe von 1.245,51 Euro erzielt werden. Freuen konnten wir uns auch über die großzügige Unterstüt-

zung durch den Geschäftsführer des neuen Edeka-Marktes an der Hamburger Straße Herrn Scheller. Er hat die Pfandautomaten so eingerichtet, dass das Pfand für die Sanierung des Leutewitzer Parks



- Ca 3.500 Gäste kamen zum Geburtstag des Leutewitzer Parkes - (Foto: G.Stäglich)

gespendet werden kann. Darüber hinaus hat er auch selbst für den Park gespendet.

Im Haushalt der Stadt Dresden für 2012 sind 100.000 Euro für die Sanierung des Parks eingestellt worden. Damit wird im Jahr 2012 zunächst die Neugestaltung des Spielbereiches unten bei den „Bremer Stadtmusikanten“ erfolgen sowie die Regulierung der Geländesituation der unteren Rasenebene nach historischem Vorbild. Der Erlös aus dem Parkfest wird für die Errichtung einer Doppelschaukel verwendet. Entlang der Wege sollen fehlende Linden gepflanzt werden. Da die Haushaltsmittel für die 2012 geplanten Maßnahmen nicht ausreichen und noch ca. 10.000 Euro fehlen, rufen der Freundeskreis Cotta und das Amt für Stadtgrün und Abfallwirtschaft gemeinsam zu Spenden für die Sanierung des Parks auf.

Spenden können Sie auf das Spendenkonto der Landeshauptstadt Dresden:

**Ostsächs. Sparkasse Dresden,
Konto-Nr. 3120 00 00 34,
BLZ 850 503 00,
Verwendungszweck:
„Fonds Stadtgrün Leutewitzer
Volkspark“.**

Die Spenden werden zweckgebunden nur für den Leutewitzer Park verwendet. Es kann auch gezielt für einen Baum (250 Euro) oder eine neue Parkbank (650 Euro) gespendet werden.

Die nächsten Schritte der Sanierung für 2013 sind bereits in der Planung. Wir hoffen, dass dann auch genügend Mittel für die Sanierung der maroden Wege durch den Park zur Verfügung stehen.

Reinhild Garrelts
Vereinsvorsitzende

Impressum:

Cottaer „Froschpost“ 1/ 2012

herausgegeben vom
Freundeskreis Cotta e.V.
Klipphausener Str. 11b
01157 Dresden-Cotta
E-Mail: froschpost-cotta@gmx.de
www.fropo.info

erscheint unregelmäßig im Selbstverlag

Redaktion einer Ausgabe: T. Richter & B. Herder
Titelbild: Herr Günther Blaha (†)
Fotos: Archiv oder Kennzeichnungen

Satz & Gestaltung: Druckerei & Verlag D. Freund GmbH
Omsewitzer Grund 5 · 01157 Dresden

Die Finanzierung dieser Zeitung erfolgt ausschließlich durch Spenden und Eigenmittel des Vereins.

Ein besonderer Dank der Druckerei J. Meyer, Offenbach a. M. und an Ludewig Transporte Dresden-Ockerwitz

Der Freundeskreis Cotta e.V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Bankverbindung:
Ostsächsische Sparkasse Dresden
BLZ 850 503 00, Konto 312 015 86 81

Alle Rechte vorbehalten. Der Nachdruck, auch auszugsweise, bedarf der schriftlichen Genehmigung des Herausgebers.

Der Verlag übernimmt keinerlei Gewähr für die Richtigkeit der Angaben in den veröffentlichten Texten.

Der Baum des Jahres 2012

ist *Larix decidua*, die Europäische Lärche

Mit 72 Baumarten sind Deutschlands Wälder nicht sonderlich artenreich. Als Baum des Jahres 2012 rückt die Europäische Lärche, eine feingliedrige und wirtschaftlich wichtige Baumart, in den Mittelpunkt des Interesses. Noch immer ist nicht geklärt, warum sie als einzige einheimische Nadelbaumart im Herbst ihre Nadeln abwirft. Ihr Holzwachstum übertrifft das der anderen einheimischen Nadelhölzer. Sie ist besonders tolerant gegenüber vielen Schadstoffen und hilft nach neuesten Untersuchungen die Luft zu verbessern. Angebaut wird sie bereits seit dem 16. Jahrhundert. Außerhalb ihrer natürlichen Heimat in den Alpen, Sudeten und Karpaten entscheidet oftmals der Lärchenkrebserreger über den Anbauerfolg. Heute ist sie in Mitteleuropa, im Baltikum, Skandinavien, Neuseeland und den USA zu finden.

In Cotta sind nur wenige große Exemplare zu sehen, so zum Beispiel auf der Cottaer Straße, nahe des Lidl-Marktes und der Rennersdorfer Straße in Richtung Hebbelbad. Im Frühling erkennt man sie besonders gut, da sie als einziger Nadelbaum ein kahles, beinahe zerfranstes Aussehen hat.

Mit ihren geringen Ansprüchen an den Boden gehört die Lärche zu

gründigen und frischen Standorten erreicht sie ein Alter von 600-800 Jahren. Dabei kann sie Baumhöhen von über 50m und einen Brusthö-



- Drei verschiedene Nadelbäume nahe der Hebbelstraße - (Foto: T. Richter)

hendurchmesser von 1,50m erreichen. Auf verdichteten, schlecht durchlüfteten und vernässten Böden fühlt sie sich nicht wohl.

Die Lärche ist ein sommergrüner Baum und hat in geschlossenen Beständen einen astfreien Stamm. Als ausgesprochener Lichtbaum verträgt die Lärche Beschattung und Seitendruck von anderen Gehölzen allerdings weniger gut. Pilzkennner machen sich die Symbiose von Pflanzen und Pilzen, die so genannte Mykorrhiza zu Nutze und finden an der der Lärche in waldigen Standorten neben Fliegenpilzen viele Vertreter der Röhrlinge (Lärchenröhrling, Hohlfuß-Röhrling, Goldröhrling, Grauer Lärchenröhrling und Rostroter Lärchenröhrling) sowie einige Milchlinge.

Die Lärche ist einhäusig und hat getrenntgeschlechtliche Blüten, d. h. weibliche und männliche Blüten kommen an einem Individuum vor. Die Blütezeit liegt zwischen März und Mai und damit noch vor ihrem Nadelaustrieb. Die Nadeln der Lärche sind zum Austrieb hellgrün,

schmal und weich, abgeflacht und unterseits gekielt, später dunkeln sie nach. An den Kurztrieben stehen sie zu 20 bis 40 Stück in Büscheln gruppiert, an den Langtrieben sind sie dagegen einzeln schraubig angeordnet. Im Herbst färben sich die Nadeln goldgelb und fallen ab. Da die Blattbasen stehen bleiben, verleiht das den Zweigen ein rauhes Aussehen. Die bis 6cm langen und 2cm breiten Zapfen der Lärche stehen aufrecht, sind hellbraun und eiförmig. Die dreieckigen ca. 4mm langen Samen reifen im Jahr nach der Zapfenbildung. Sie sind einseitig mit Flügeln verwachsen (Schraubendrehflieger), so dass sie vor allem durch Wind, Vögel oder Nager verbracht werden. Die Zapfen bleiben dabei am Ast und fallen mit demselben erst nach ca. 10 Jahren zu Boden.

Das Holz ist gegenüber Witterung, Chemikalien und anderen Einflüssen sehr widerstandsfähig. Deshalb wird es gern bei zahlreichen Außen- und Sonderanwendungen eingesetzt. Das beste Stammholz geht als Deckfurnier in die Möbelindustrie. Durch Härte und Abriebfestigkeit ist es auch für Fußböden und Treppen geeignet.

Bereits in der Steinzeit besaß die Lärche schon Bedeutung in der Heilkunde. Aus ihrem ätherischen Öl wurde zur Römerzeit das berühmte „venezianische“ Terpentin gewonnen. Terpentin, Öle und Bienenwachs sind altbewährt in der Herstellung von Lärchensalben. Bei Erkältungskrankheiten wirken sie antiseptisch, hustenstillend und schleimlösend. Auch als Zugsalbe bei Infektionen und zur Unterstützung der Wundheilung kamen die Inhaltsstoffe der Lärche zum Einsatz. Das weiche, helle Harz, das an den Schuppen der Lärchenzapfen austritt, kann auch als Halsbonbon verwendet werden. Vielleicht bringt die Aktion „Baum des Jahres“ die Lärche wieder mehr ins Gespräch und in Bewusstsein der Menschen.



- Zapfen der Lärche noch vor dem Austrieb im Frühling - (Foto: T. Richter)

den Pionierbaumarten. Sie besiedelt Rohböden und Kahlfelder und ist bis in Höhenlagen von über 2000 Metern anzutreffen. Sie toleriert sogar extreme Kälte bis minus 40 °C. Unter optimalen Bedingungen, bei nährstoffreichen, tief-

Juliane Kotte (Dipl.-Forstwirt)

Als das Wasser noch nicht aus der Leitung kam,

vom Hausbrunnen bis zum modernen Wasserwerk - Teil 3

Die Entwicklung in den sogenannten goldenen Zwanzigern des vergangenen Jahrhunderts hatte in Dresden einen Anstieg des maximalen Trinkwasserverbrauchs von 69 % innerhalb von 5 Jahren zur Folge. Um die Versorgungssicherheit weiter zu gewährleisten, erhöhte man die Wasserkapazität speziell im Wasserwerk Hosterwitz durch Grundwasseranreicherung mit vorgereinigtem Elbwasser. 1929 entstand am Räcknitzer Standort der damals größte Hochbehälter Deutschlands in der noch jungen Stahlbetonbauweise. Mit seinem 60000 m³ Fassungsvermögen sollte er vor allen den Spitzenbedarf an Wasser sichern helfen.

Vorausschauend war schon daran gedacht, dass er einmal Talsperrenwasser aufnehmen soll. Dieser Hochbehälter dient heute noch als Hauptspeicher, auch für die Versorgung des Stadtteils Cotta. Während die Cottaer Wasserprobleme sich in bester Art lösten, hatte vor allem Ockerwitz mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Mit dem alten Behälter konnten die Probleme beim gewachsenen Wasserbedarf nicht gelöst werden, auch fehlte es an nahegelegenen, für Trinkwasser geeigneten Fassungen zum Gewinnen von Grund- bzw. Oberflächenwasser. Dieser Umstand kam Dresden gerade recht, waren doch die alten Quellwassergebiete nur mit geringem Nutzen im Besitz der Stadt verblieben. Im Jahre 1909 bot der „Rat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden“ der Gemeinde Ockerwitz an: „...sind wir bereit, nach dem Hochbehälter der Gemeinde Ockerwitz Wasser aus der Quellwasserleitung der vormaligen Gemeinde Cotta zuzuführen.“ Wissend, dass das Wasser der bestehenden Quellwasserleitung nur bedingt für den menschlichen Genuß geeignet ist, bot man es trotzdem der Gemeinde Ockerwitz an. Diese lässt am 30.8.1909 das Wasser durch Dr. Hefelmann am Hochbehälter beim Cottaer

Friedhof kontrollieren und kommt zu dem Schluss: „Das klare und erfrischende Wasser entspricht nach den übereinstimmenden Ergebnissen der chemisch und bakteriologischen Untersuchung den hygienischen Anforderungen an ein gutes Trinkwasser und



- Innenansicht des alten Ockerwitzer Speichers -

ist daher diesseits zur Übernahme für die Wasserversorgung der Gemeinde Ockerwitz zu empfehlen.“ Zum Glück bewahrte die finanzielle Misere der Gemeinde sie vor größeren gesundheitlichem Risiko. Am 10.10.1910 wurde der Stadtverwaltung Dresden signalisiert: „Die Gemeinde Ockerwitz hat inzwischen erklärt, dass sie auf die Abnahme von Wasser vorläufig verzichten müsse, da sie zur Zeit nicht in der Lage sei, die mit dem Bau der Wasserzuleitung verbundenen Kosten zu tragen, dass sie aber auf das stadtseitige Angebot zurückkommen werde, sobald sie in bessere finanzielle Verhältnisse komme.“ (6) Am 2.2.1916 teilt das Wasserwerk auf Anfrage mit: „Dem Weidigtbach fließet das Überwasser aus der Cottaer Quellwasserleitung zu. Die letztere ist seit November 1905 durch Beschluß der städtischen Körperschaften von der städtischen Wasserversorgung ausgeschlossen worden, versorgt aber zurzeit noch das Weidentalviertel von Obergorbitz und aushilfsweise auch die Gemeinde Leutewitz. Es kann mit der Möglichkeit gerechnet werden, späterhin einen Teil des Wassers an die Gemeinde Briesnitz abzugeben, welche den Plan verfolgt, im Schoner Grund Oberhalb ihres Hochbehälters ein Freibad zu er-

richten. ...“ (6) Schon damals wurde in der zitierten Veröffentlichung der spätere Standort des Freibades falsch angenommen, entstanden ist dann das Freibad 1927: „im Zschoner-Grund unterhalb ihrer Fassung und des Hochbehälters Kemnitz“. (7) Mit dem Bau der Talsperre Klingenberg und ihrem Fassungsvermögen von 16,4 Mio. m³ wurde auch für die Gemeinden des Hochlandes im Dresdner Westen eine neue Bezugsquelle geschaffen. Das gleichfalls am Fuße der Staumauer errichtete kleine Wasserwerk kann anfänglich rund 14000 m³/d an die Gemeinden des Plauenschens Grundes, wovon sich 6 Gemeinden 1923 zur Stadt Freital zusammen schlossen, liefern. Die Ableitung vom Wasserwerk hatte am Ende

jeweils in Altfranken und Burgk einen Hochbehälter mit 4000 m³ Inhalt. Dieses Versorgungssystem wurde 1915 in Betrieb genommen. Zu diesem Zeitpunkt entschließt sich dann auch die Gemeinde Ockerwitz auf Anraten von Dipl. Ing. F. Salbach einen weiteren Hochbehälter mit 600 m³ Inhalt zu errichten. F. Salbach ist der Sohn und Nachfolger vom königlichen Baurat B. Salbach, nach dessen Plänen und Bauausführung die zentrale Trinkwasserversorgung mit dem Wasserwerk Saloppe in Dresden 1875 ihren Anfang nahm. Am 14.1.1915 vermeldet die „Elbtal – Abendpost“: „Gestern wurde zum ersten Male die etwa 15 km lange Rohrleitung mit Wasser angefüllt, welche vom Talsperrenaussgleichsbehälter bei Altfranken ausgehend, ... gemeinschaftlich die Landgemeinden Altfranken, Roßthal, Neunimtzsch, Niedergorbitz, Obergorbitz, Gompitz, Ockerwitz, Briesnitz, Mobschatz und Kemnitz im Westen von Dresden selbständig von dem Klingenger Talsperrenwasser versorgen werden.“ Diese Gemeinden hatten sich zu einem Trinkwasserzweckverband „Dresden-Land-West“ zusammengeschlossen. (7) Das aggressive weiche Talsperrenwasser bereitete anfänglich dem Verband erhebliche Korrosionsprobleme. Der

Spülwasserbedarf, um die Leitungen durchlässig zu halten, lag oft höher als der eigentliche Bedarf. Erst 1926 wurde dieses Problem durch eine neue Aufbereitungstechnologie im Wasserwerk Klingenberg beseitigt und dabei die Ableitungskapazität auf 25 000 m³/d erweitert. Der ständig steigende Trinkwasserbedarf im Industriegebiet Freital führte dazu, dass der Hochbehälter Altfranken für die Versorgung der Land-West-Gemeinden an seine Grenzen stieß. Der Stadtteil Cotta war zum Glück unabhängig von der Trinkwasserbereitstellung des Zweckver-

bandes. Mit ihm schließt 1921 Dresden einen Vertrag ab und beginnt danach mit dem Rückbau, der alten Cottaer Fassungsanlagen im Wassereinzugsgebiet des Zschonerbaches. Erst mit der Inbetriebnahme der Talsperrenwasserversorgung vom Wasserwerk Coschütz am 16. August 1946 wird auch der Stadtteil Cotta anteilig mit aufbereitetem Talsperrenwasser versorgt.

Achim Keese

1. „Allg. Anzeiger“ vom 29.11.1887
2. „Allg. Anzeiger“ vom 12.7.1887

3. „Allg. Anzeiger“ vom 21.7.1887

4. „Löbtauer Anzeiger“ vom 28.7.1895

5. „Akten der Wasserversorgung“ *Dre-wag Stadtarchiv DD 9.1.7. Nr. 5854*

6. „Akten der Wasserversorgung“ *Dre-wag Stadtarchiv DD 9.1.7. Nr. 5829*

7. „Geschichte der Wasserversorgung von Dresden“ verfasst 1948 von Dr. Otto Vollmar Direktor der Dresdner Wasserwerke von 1912 bis 1940

8. „Was wurde bisher getan? Heft 3“ *Gas Wasser Strom vom Mai 1946*

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe

Die Briesnitzer Stahlquelle wäre 100 Jahre alt

Das Ende einer großen Illusion - Teil 3

Einige Tage später habe ich den Herrn Oberbürgermeister Kenntnis von dem Resultate gegeben, womit er sich einverstanden erklärte.“ Erstaunlicher Weise überstand das Unternehmen die Zeit des ersten Weltkrieges, wenn auch nicht ganz schadlos. Schlimmer war die Zeit der Inflation. Der Preis für eine Flasche „Briesnitzer“ war im Jahre 1923 auf 120 Milliarden Mark angestiegen. Bei diesen ungeheuren Preisen konnte keine Pfandeinlage abverlangt werden und so wurden die Flaschen in großer Menge beiseite gebracht. Um diesem Übelstand einigermaßen abzuwehren, wurden die Flaschen mit einem Sandstrahlgebläse markiert. Mit dem Jahre 1921 gehörte das alte Dorf Briesnitz mit nach Dresden und fortan war die Residenzstadt der Quellenbesitzer. Ende Oktober 1923 bat der Direktor Hermani die Stadt Dresden um ein Darlehn von 2000 Goldmark. Die Stadtverwaltung war stutzig geworden und wollte genaueres wissen. Im Sitzungsprotokoll des Treffens vom 3. November 1923 heißt es:

„Besprechung mit den beiden Geschäftsführern der „Stahlquelle Briesnitz“ GmbH, den Herren Gustav Albert Windschild und Direktor Hermani, die folgendes mitteilten. An

der Gesellschaft war ursprünglich die Gemeinde Briesnitz beteiligt, als neues Geld gebraucht wurde, trat sie aus, nahm die von ihr mit eingebrachte Quelle zurück und verpachtete sie auf 60 Jahre an die Gesellschaft. Der Vertrag läuft bis 1970; der Pachtzins beträgt jährlich 3500.- Mark – noch nicht aufgewertet! – und 10% des Reinertrags. Gesellschafter sind Windschild mit 3/5, Dr. Lauterbach in Lauchstädt mit 1/5 und zwei Wiesbadener Herren

von der Dresdner Sparkasse für den 31. Dezember aufgekündigt sind. Außerdem könnte verpfändet werden, der Fuhrpark, bestehend aus 4 Pferden, Wagen und 1 Lastkraftwagen mit Anhänger – 5 + 5 t-, sowie Maschinen und 700000 Flaschen. Bei der ins Auge gefaßten Umwandlung in eine Aktiengesellschaft, die aber einige Zeit in Anspruch nehmen wird, könnte die Stadt auf Wunsch mit beteiligt werden. Die Errichtung eines Bades war schon



- Die Grabstelle auf dem Briesnitzer Friedhof vom Direktor der Stahlquelle Hermanni - (Foto: T.Richter)

mit je 1/5 des Geschäftskapitals. Gebraucht werden jetzt 3000 Goldmark, aber nicht sofort, sondern allmählich auf Abruf. Verpfändet werden kann das Grundstück Meißner Straße 55, das seinerzeit für 54000 Goldmark gekauft wurde und mit 43000 M Hypotheken belastet ist, wovon 25000M

früher ins Auge gefaßt worden.“ Anfang der 20 Jahre erwarb die Stadt Dresden auch das Bürstinghaussche Grundstück, schon damals in der Absicht darauf einen Park zu errichten. Der Stahlquellendirektor Hermani erinnerte sich alter Pläne und äußerte sich in einem Brief am 4. Juli 1924 seine geheimsten Wünsche den Oberbürgermeister Dresdens Dr. Beutler: „... Es dürfte aus Mitteil-

ungen der früheren Gemeindeverwaltung zu Briesnitz bekannt sein, dass es gleich von der Zeit der Auffindung der Briesnitzer Stahlquelle an der Gedanke der Gemeinde – Verwaltung und der Gründer unserer Gesellschaft war, dieses Grundstück zur Gründung eines Kurparkes mit Kurhaus zur Abgabe

von Trinkkuren u. nat. Kohlesäurenbädern zu erwerben, da das Wasser der Stahlquelle, die jetzt der Stadt gehört, für diese Zwecke in hervorragendem Maße geeignet sein dürfte. Diese Idee konnte durch den Krieg und die folgende Entwertung nicht zur Ausführung kommen, doch würde es natürlich für die Stadt eine ideale Sache sein. Obgleich wir annehmen, dass die ärztlichen Atteste über die Quelle dortseits bekannt sind, legen wir solche nochmals bei. Durch die Erhebung einer Kurtaxe würde sich für die Stadt eine annehmbare Einnahme ergeben, auch mit einer großen Anzahl Passanten wäre durch die Nähe der Grosstadt zu rechnen. Eventuell würde sich auch mit dem Wirt der „Constantia“, mit dem wir schon früher einmal über diese Sache gesprochen haben, ein Abkommen dahin treffen lassen, dass dieses Lokal als Kurhaus in Betracht kommt, sodass ein Umbau kaum nötig ist. Auch liegt dies Grundstück gleich anschließend an dem Bürstingaus'schen Park. Das Wasser der Quelle würde sich durch eine kurze Rohrleitungen Ort und Stelle schaffen lassen. Wir bitten, diese Sache prüfen zu wollen und uns ev. zu einer Besprechung einzuladen; auch dürfte es sich empfehlen, vorläu-

fig keine langen Vermietungskontrakte bezügl. des Grundstückes zu machen. Der unterzeichnete Direktor wäre nicht abgeneigt, die im Grundstück vorhandene Wohnung in Umtausch gegen eine Stadtwohnung zu übernehmen.“
(3)Der offenbar recht sachliche Dr. Beutler schien der Sache einiges abzugewinnen zu können. Ein neues Gutachten, seltsamer Weise vom Verkehrsamt gefordert, sollte über die Qualität der Heilquelle Aufschluss geben. Schon am 7. August 1924 teilt ihn der Stadtbezirksarzt Dr. ev. Burkhardt kurz und bündig mit: „Wegen der Briesnitzer Stahlquelle habe ich im Landesgesundheitsamt Erkundigungen eingezogen und mit den Herrn Professor Päßler und Geheimrat Schubert Rücksprache genommen. Über die Stahlquelle gibt es ältere und neuere Gutachten. Nach den älteren hat sie einen großen Eisengehalt (daher der Name Stahlquelle), nach den neueren hat sich dieser Eisengehalt später nur als eine Verunreinigung durch ein schlechtes Leitungsrohr herausgestellt. Dementsprechend rücken auch die Herren Ärzte mit ihren Gutachten, die ja auf den Eisengehalt fußten, erheblich zurück und erklären, diese nicht mehr aufrecht erhalten zu können. Da an dem ganzen Wasser

weiter nichts übrig bleibt als ein kleiner Säuerling, so muß ich von der Gründung eines Weltbades abraten.“

Auf eine Antwort des Schreibens oder den Tausch von Hermanis Stadtwohnung sucht man in den verbliebenen Akten vergebens. Die letzten beiden Eintragungen sind Empfehlungen an den Verkehrsausschuss und an die 1. Ratsabteilung der Stadt Dresden: „Die Anlage eines Kurparkes mit Kurhaus in Dresden – Briesnitz in Verbindung mit der Briesnitzer Stahlquelle stadtseitig nicht zu unterstützen.“ Das letzte Gutachten über den „kleinen Säuerling“ wurde nie veröffentlicht. Als Eigentümer der Quelle war man am guten Geschäft interessiert und hielt sich diskret im Hintergrund.

Thomas Richter

Quellen: „Dresdner Nachrichten“ 23.9.1935 (1), Stadtarchiv Fach Verkaufsamt B.3 I (2), Stadtarchiv DD 8.3.(3)Briesnitz Nr. 1368, Sächs. Hauptstaatsarchiv DD 10754 AH Dresden Nr.787, Sächs. Hauptstaatsarchiv DD 11045 Amtsgericht Dresden Handelsregister Nr. 1317 – 1319 Forts.

100 Jahre Eigenheimsiedlung Briesnitz:

Architekt Rudolf Max Ludloff (1863 - ?),

Initiator der Siedlung, Projektant und Bauleiter des

1. Bauabschnitts 1912-1914

Über die Geschichte der Eigenheim-Siedlung Briesnitz-Dresden e.G.m.b.H. ist des Öfteren berichtet worden, u. a. anlässlich des 25., des 90. und vor kurzem im EWG-Magazin Hausblicke des 100. Kaum mehr als den Namen wusste man jedoch bisher von dem verdienstvollen Mann, der 1911 Briesnitzer Gemeinderäten die seinerzeit kühne Idee einer genossenschaftlichen Siedlung aus erwerbzbaren Einfamilienhäusern einredete. Eine zutreffende Vermutung, dass jener Mann wie viele Architekten seiner

Zeit Mitglied einer Freimaurerloge gewesen sein könnte, eröffnete die Möglichkeit, etwas mehr über ihn – Max Ludloff – in Erfahrung zu bringen und zum Jubiläum 100 Jahre Eigenheimsiedlung seine Verdienste um Briesnitz zu würdigen.

Ludloffs Lebensweg bis 1919

Rudolf Max Ludloff wurde am 15. August 1863 in Wien als deutscher Reichsangehöriger geboren, als sich seine Eltern aus beruflichen Gründen vorübergehend dort aufhielten. Sein standesamtlich eingetragener Vorname

ist Rudolf. In eigenen Dokumenten verwendete er seinen zweiten Taufnamen Max. Sein Vater, von Beruf Kaufmann, war Betriebsleiter mehrerer Porzellanfabriken und, nach Rückkehr der Familie aus Wien, Besitzer einer solchen Fabrik in Berlin. Ludloffs Eltern stammten aus Sondershausen im damaligen Fürstentum Schwarzburg (heute Thüringen), beide Großväter waren dort in geistlichen Ämtern leitend tätig.

Ludloff absolvierte in Berlin ein Realgymnasium mit der Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Militärdienst,

den er aber nicht antrat. Anschließend studierte er Architektur am Eidgenössischen Polytechnikum Zürich und an der Technischen Hochschule Berlin. Ab 1885 war er für mehrere Jahre Mitarbeiter in Berliner und Hamburger Architekturbüros. Aus Hamburg kam er 1891 nach Kassel, wurde Mitglied im hessischen Ingenieurverein und gründete 1894 ein eigenes Architektur- und Baubüro. 1897 trat er der Kasseler Freimaurerloge „Zur Eintracht und Standhaftigkeit“ bei. Da zur Aufnahme weder ein Passfoto noch eine Auf-

Mein Lebenslauf ist in Kurgau folgender:
 Ich bin am 15. August 1863 in Wien geboren,
 bin jetzt Bauleiter Kaiserlich-königlicher, der
 für meine Lebenslaufsanleitung auf in
 Österreich aufhalten. Mein Vater war
 langjähriger Leiter von Kaiserlich-königlicher
 Fargallenfabrik, später Leiter einer
 Fabrik in Berlin. Der Vater war ein
 mein Selbstbildung am kaiserlichen Friedrich-

- Abb. 1 -

Referenzen, sondern nur ein kurzer handschriftlicher Lebenslauf (Abb. 1, Ausriss) und zwei Leumundszeugnisse verlangt wurden, erfährt man von Ludloff selbst nicht mehr als eben berichtet. Den Leumundszeugnissen waren zwar seine familiären und Vermögensverhältnisse unbekannt, sie hielten ihn aber für „sittlich makellos“ und geeignet, „sich mit geistigen Dingen dauerhaft beschäftigen zu können“. Anscheinend hat er in Kassel und auch später keine Familie gegründet.

Aus Ludloffs Kasseler Zeit ist wenig bekannt. Er hat eine Broschüre „Das neue Rathaus in Cassel. Eine bankünstlerische Würdigung“ verfasst, und war 1910/1911 Architekt einer Turnhalle und als Innenarchitekt beteiligt am Bau eines mehrgeschossigen Hauses (1897) und des Restaurants Prinzenhof (1906). Seine wirtschaftliche Situation muss andauernd prekär gewesen sein, denn er bat seine Loge dreimal (1900, 1901 und 1906) um ein privates Darlehen.

Ludloff hat sich offenbar deutschlandweit an Ausschreibungen beteiligt und auch Reisen unternommen, um Aufträge zu bekommen. Nur so ist es wohl zu erklären, dass er Anfang 1911 im Dresdner Vorort Briesnitz den Ortsrichter Alfred Winkler und den Gemeindeältesten Max Franz für ein Projekt gewann: Den Bau einer genossenschaftlichen „Ansiedelungs-

kolonie“. Für Ludloff waren die Vorzüge einer Wohnsiedlung nahe Briesnitz offensichtlich: Höhenlage in einem Frischluftgebiet, kurze Wege in ein Naherholungsgebiet und zu öffentli-

chen Verkehrsmitteln, Arbeitsmöglichkeiten in gut erreichbaren aufstrebenden Gewerbegebieten, Schul- und Parochiezentrum seit alter Zeit. Er wurde 1911 Projektant und Bauleiter der genossenschaftlichen Eigenheimsiedlung für den ersten Bauabschnitt 1912-1914, sicherlich wie seinerzeit üblich auf Honorarbasis. 1912 bat Ludloff den Meister vom Stuhl der o. g. Kasseler Loge, ihn fortan als außerordentliches Logenmitglied zu führen, da er seinen Wohnsitz dauerhaft nach Dresden verlegt habe. Dieser ist nur für 1913/14 eindeutig bekannt: Briesnitz, Schunckstr. 4 [Etagel] II. Sein Architekturbüro befand sich 1913/14 im Haus des Baubüros der Eigenheimsiedlung (Briesnitz, Meißner Str. 36; Hauseigentümer: der Briesnitzer Gutsbesitzer und Gemeindeälteste Max Franz) und 1915-1919 in Dresden („Ludloff, Max, Briesnitz, Architekt, Büro Dresden-Altstadt Wettiner Platz 9, 1. Etg.“; ein fünfgeschossiges Wohn- u. Geschäftshaus mit einer zoologischen Handlung, einem Uhren- u. einem Zigarrengeschäft im Erdgeschoss). 1914 verlängerte die Briesnitzer Genossenschaft seinen Vertrag nicht. 1920 erlosch seine Anschrift im Adressbuch. Sein Lebensweg seit 1914 ist nicht bekannt, er ist anscheinend spätestens seit 1919 verschollen. In der Mitgliederliste der Loge wurde er 1922 ohne Angabe von Gründen gestrichen.

Die Sozietät Ludloff/Stieger

Ludloff führte in Kassel sein Architektur- und Baubüro in Sozietät mit dem Architekten Hugo Stieger. Sie ist in Briesnitz belegt durch Einträge auf den Bauzeichnungen („[gestempelt:] Bauleitung: [in Ludloffs Handschrift:] Die Architekten M. Ludloff / H. Stieger“) und durch einen Briefkopf-Stempel „M. Ludloff/H. Stieger Kassel/Hildesheim“, der auf Stiegers Heimatort hinweist. Dessen Lebensdaten sind bislang nicht bekannt. In Hildesheim und Kassel hat er als Architekt keine Spuren hinter-

lassen. Anders als Ludloff ist er in den Dresdner Adressbüchern 1913-1919 nicht verzeichnet. Sein Anteil und seine Zuständigkeit beim Projekt Eigenheimsiedlung sind aus den überlieferten Akten nicht ersichtlich, möglicherweise war er gar nicht beteiligt.

Ludloff – Initiator, Projektant und Bauleiter i

Am 27. Febr. 1911 berichteten der Ortsrichter Alfred Winkler und der o. g. Gemeindeälteste und Gutsbesitzer Max Franz in der Sitzung des Gemeinderates über die Gespräche mit Ludloff und dessen Idee einer „Ansiedelungskolonie“. Das Protokoll vermerkte, dass der Gemeinderat „[...] der Angelegenheit sympathisch gegenüber steht“. Tatsächlich aber wurde „die Angelegenheit“ energisch vorangetrieben: vom 9. März 1911 bis zum 26. Juli 1912 wurden bewältigt: Beschlussreifer Projektentwurf, Gründung der Genossenschaft, Kauf des Baugeländes westlich des Friedhofs (Verkäufer war der o. g. Max Franz!), Erschließung, Projektierung, Vermessung, Parzellierung, Erlass der Besonderen Bauvorschriften als Ortsgesetz, Beantragung der Baugenehmigung für 73 Häuser mit 220 Blatt Zeichnungen, erste Schlüsselübergabe für das Haus Hammerau 48.

Genossenschafter konnte jeder geschäftsfähige Bürger werden, wenn er 3 Mark Eintrittsgeld zahlte

und mind. einen (höchstens zehn) Geschäftsanteil(e) von (je) 200 Mark übernahm. Die Genossenschafter konnten sich für einen späteren Erwerb von Haus und Grundstück eintragen lassen, wenn sie eine Anzahlung von mind. 1000 Mark, in der Regel 7500 Mark leisteten. Die Satzung erlaubte den Bau aller geplanten Häuser als Erwerbshäuser. Die Briesnitzer Genossenschaft hob sich dadurch bei ihrer Gründung auffällig von anderen sächsischen ab und zählte überdurchschnittlich Beamte, „bessere“ Arbeiter und Freiberufler aus Dresden zu ihren Mitgliedern.

Bei der Vorstellung des Projektes „Ansiedlungskolonie“ im März 1911 hatte Ludloff u. a. hervorgehoben, dass „[...] durch vorgesehene Wohlfahrtsbauten (Versammlungslokal, Badeanstalt, Kinderhort, Schmuckplätze) und wechselnde Baufluchten eine Einförmigkeit vermieden und eine bessere Gesamtwirkung erzielt [wird], wie in Gartenstadt-Anlagen z. B. in Dresden-Hellerau mit Erfolg durchgeführt“. Zwar hat man dann auf die Wohlfahrtsbauten mit Ausnahme eines kleinen Kinderspielplatzes sofort verzichtet, die Besonderen Bauvorschriften gewährleisteten aber den „ländlichen Charakter und das Aussehen einer Gartenstadt“ durch Beschränkung von Geschoss-Anzahl, variable Länge der Reihenhäuser und wechselnde Folge von Einzel-, Doppel- und Reihenhäusern, abwechslungsreiche Fassadengestaltung, gekrümmten Verlauf oder platzartige Erweiterungen der Straßen. Ergänzt wurden diese Grundsätze durch Vorgaben für Gebäudeabstände, Traufhöhen, Vorgartengrößen, Einfriedungen, Verhältnis von bebauter zu unbebauter Grundstücksfläche, Gartengestaltung, zulässige Anbauten, erlaubtes Kleingewerbe. Ein Grundstück war durchschnittlich 320 m² groß.

Wichtige Vorgaben für den Hausbau waren: eine Familie pro Haus, mind. 1 gut beheizbares Zimmer, 1 Schlafzimmer, 1 Küche, Nebenglass für Geräte und Feuerholz, Gesamtwohnfläche mind. 42 m², Schlafzimmer mind. 16 m², Gesamtfläche der Fensteröffnungen mind. $\frac{1}{4}$ der Raumgrundfläche, keine Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume in den Kellern, lichte Höhen im EG > 2,75 m, im OG oder DG > 2,6 m, Waschküchen im Keller > 2,25 m, Trockentoilette (erst ab Ende der

1920er Jahre durch WC ersetzt), Trennwände in Reihenhäusern 13 cm, Brandmauern alle 30 m bei Reihenhäusern.

Für jedes Haus war eine Baugenehmigung über den Gemeinderat bei der Amtshauptmannschaft einzureichen. Der Bau musste vom Ortsbaurevisor in Abständen nachweisbar kontrolliert und nach Fertigstellung abgenommen werden. Erst danach konnte die „Inbetriebnahmegenehmigung“ beantragt und, wenn sie vorlag, das Haus bezogen werden. Für jedes Haus war eine Bauakte mit vorgeschriebenen Dokumenten zu führen, zu denen auch die Bauzeichnungen (Grundrisse, Vorder-, Seiten- u. Hinteransichten) gehörten.

Ludloffs Situation während des 1. Bauabschnitts und danach

Während die Bauakten der Häuser aus Ludloffs Bauabschnitt vollzählig und weitgehend vollständig im Stadtarchiv Dresden überliefert sind, fehlen leider fast alle Akten über das Baugeschehen, in denen die handelnden und verantwortlichen Personen hervortreten.

Ludloffs Aufgaben und Pflichten müssen für ihn eine immense Belastung gewesen sein, verbunden mit ständigem Ärger. Für die Baugenehmigungen mussten in kurzer Zeit (Winter 1911/12) viele Bauzeichnungen zweifach ausgefertigt werden. Ludloff hat dafür sicherlich einige sog. Zeichnerknechte anstellen und bezahlen müssen. Jeder Genossenschafter beobachtete den Baufortschritt an „seinem“ Haus, viele kamen mit Änderungswünschen. Ortsbaurevisor Paul Mähler erhöhte die Anzahl der gebührenpflichtigen Revisionen, weil er immer häufiger nicht genehmigte Veränderungen sowie Material- und Ausführungsmängel feststellte. Schuldzuweisungen sorgten für Kontroversen zwischen Genossenschaf tern, Baufrma, Revisor und Architekt.

Am 9. März 1911 hatte Ludloff dem Gemeinderat anhand einer Bebauungsskizze erläutert, wie er sich die Siedlung westlich des Friedhofes vorstellte (Abb. 2). Die Konzentration der elf 4- bis 11-teiligen Reihenhäuser an der Sonnenlehne, Eigenhufe und Hammeraue wurde nicht akzeptiert. Der überarbeitete Bebauungsplan im November 1912 zeigt (Abb. 3, innerhalb der starken Umrandung), wie die elf mehrteiligen Reihenhäuser auf nur

noch fünf 4- bis 6-teilige reduziert und gefälliger angeordnet wurden. Kennlich gemacht sind in diesem Bebauungsplan auch die noch nachfolgenden Eingriffe des Genossenschaftsvorstands, die Ludloff hinnehmen musste: Die Zurückstellung der Bauplanung für Flurstücke am Wolfszug und Marktweg (Abb. 3 außerhalb der starken Umrandung), den Verkauf von Eckflurstücken (Wolfszug, Sonnenlehne, Borngraben und Hammeraue) an private Bauherren (Abb. 3 schraffiert), auf denen diese ab 1916 Einzelhäuser ohne Ludloff durch selbst beauftragte Architekten errichten ließen sowie (nach seinem Ausscheiden) die Umprojektierungen durch den 1919 nachfolgenden Architekten Curt Herfurth (Abb. 3 – außerhalb der starken Umrandung gestrichelt, nicht schraffiert). Ludloff sah darin eine Abwertung der Gesamtwirkung der Siedlung. Anfang 1914 wurden seine Entwürfe für die Schließung der entstandenen Baulücken abgelehnt, insbesondere sein Entwurf am Marktweg zwischen Sonnenlehne und Hammeraue für einen „schon von weitem erkennbaren Eingang zur Siedlung“ mit Verwaltungsgebäude. Nun war ihm wohl klar, dass er die Arbeit in Briesnitz nicht fortsetzen würde. Sein Vertrag lief 1914 ohne Verlängerung aus. Über einen zweiten Bauabschnitt wurde bis zum Kriegsbeginn nicht entschieden, an einer Ausschreibung hätte er sich mit unkalkulierbarer Erfolgsaussicht beteiligen müssen. Hinzu kam, dass der Vorstand seine Honorarrechnungen nicht immer ohne Beanstandung akzeptierte. Abb. 3 (innerhalb der starken Umrandung) zeigt durch Vergleich mit Abb. 2, in welchem Umfang Ludloff seine Vorstellungen verwirklichen konnte:

1911 – 165 Häuser in 49
DH, RH: 5 Dreier, 2 Vierer, 5 Fünfer,
3 Sechser, 1 Elfer;

1914 – 138 Häuser in 5 EFH, 45 DH,
RH: 5 Dreier, 1 Vierer, 4 Sechser.

Er hat, sieht man von den ihm aufgezwungenen und für 30 Häuser geplanten Baulücken ab, die von ihm vorgesehene Anzahl Häuser gebaut und, angestoßen von den Genossenschaf tern, den Gesamteindruck einer lockeren Bebauung sogar verbessert und dabei den einer Gartenstadt wahren können. Dass die Ansprüche späterer Siedler-Generationen mit den von ihm geschaffenen Gegebenheiten

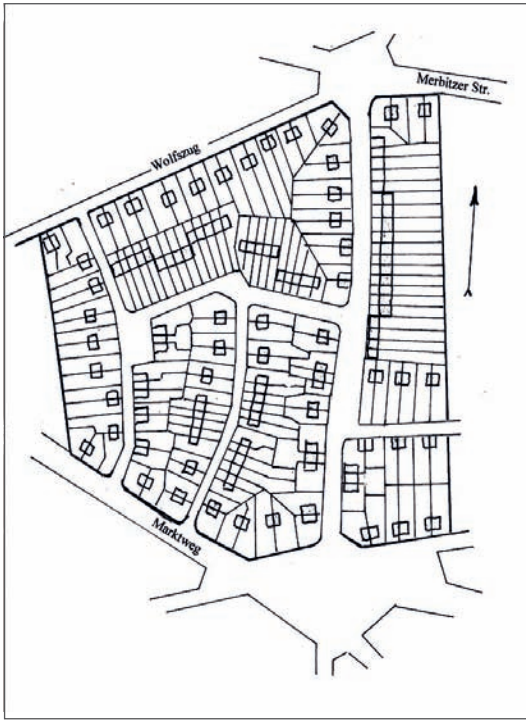


Abb. 2

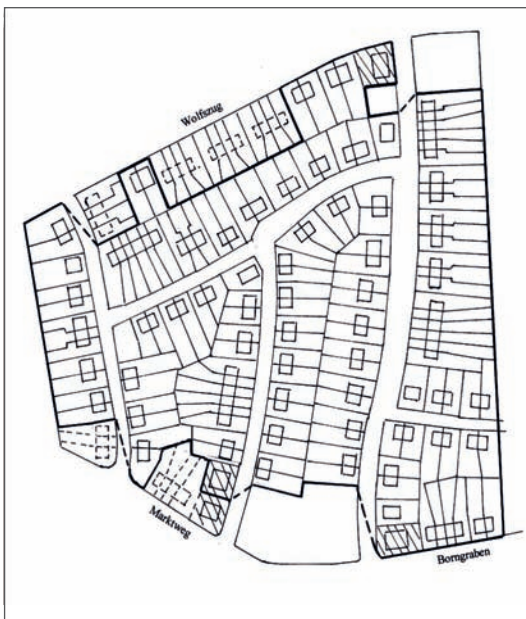


Abb. 3

nicht immer harmonierten, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen oder seine Leistung abwerten.

Ludloffs sicherlich größte Enttäuschung war, dass ihm seine Arbeit in Briesnitz keine Folgeaufträge bescherte, obwohl man auf das Projekt Eigeneimsiedlung andernorts aufmerksam geworden war, wie 1913 eine Anfrage aus Markersbach b. Leipzig belegte. Gemeindevorstand Röger hatte in deren Beantwortung Ludloff sinngemäß zum eigentlichen Gründer und Spiritus rector der Genossenschaft erklärt. Ludloff wurde in Briesnitz tätig, als

sich die Auftragslage für Architekten in Dresden und Umgebung bereits drastisch verschlechtert hatte und wenig später bei Kriegsbeginn ihren Tiefpunkt erreichte. Die Konkurrenz war erdrückend: Das Dresdner Adressbuch 1914 verzeichnet in der Berufsgruppe Architekten 183 Namen, zuerst in alphabetischer Reihenfolge 15 Architekten der Ortsgruppe Dresden des B[undes]D[eutscher] A[rchitekten], danach 168 Namen von Nicht-BDA-Architekten (zu denen Ludloff gehörte) und Inhabern von Baufirmen, die Architekten beschäftigten. In dieser Situation waren Ludloffs Referenzen im Wettbewerb um Aufträge in Sachsen anscheinend nicht überzeugend. Kommunalen und genossenschaftlichen Eigenheimbau – seine beste Referenz – wurden nach dem Krieg nicht mehr kreditfinanziert. 1919 wurde der Briesnitzer genossenschaftliche Eigenheimbau unter Leitung des Architekten Curt Herfurth (BDA) fortgesetzt, 1927 aber zu Gunsten des genossenschaftlichen Mietwohnungsbaues eingestellt.

Würdigung

Der 1863 in Wien geborene deutsche Architekt Rudolf Max Ludloff, Sohn einer Unternehmerfamilie,

hat in Zürich und Berlin eine Hochschul-Ausbildung zum Architekten absolviert. Die Standorte seiner Berufsausübung waren Berlin, Hamburg, Kassel und zuletzt Briesnitz/Dresden, wo sich sein bislang aktendickiger Lebensweg verliert. Er war an seinen Wohnorten kein namhafter Architekt. Die Suche nach Aufträgen führte ihn 1911 nach Sachsen, wo der soziale Wohnungsbau von Baugenossenschaften getragen und in Dresden hauptsächlich durch Mehrfamilien-Miethäuser im Stadtbereich erbracht wurde. Ludloff hatte die damals noch neue Idee, in Anlehnung an das Gar-

tenstadt-Konzept eine Siedlung von erwerbzbaren Eigenheimen in freier Lage am Rande der Großstadt Dresden zu bauen und dafür eine Baugenossenschaft zu organisieren. Der erste, 1914 abgeschlossene Bauabschnitt der Siedlung war seine größte Leistung als Architekt. Sie wurde fast ein Jahrhundert später bleibend gewürdigt, als das Territorium der von ihm initiierten Genossenschaft zum Denkmalschutzsatzungsgebiet „Siedlung Briesnitz“ erklärt wurde.

Jürgen Lambrecht

1. *Wiener Stadt- u. Landesarchiv, Konskriptionsamt, Verzeichnis der in Wien geborenen Knaben, B 96.*
2. *Ludloffs eigene Angaben zum Lebenslauf bis 1897 und Angaben zur Logenbruderschaft: Freimaurerarchiv Berlin-Dablem, 5.2 K 11 Nr. 35 u. 89.*
3. *Kirchenamt A.B. Wien, Archiv/Matrikenstelle, Tauf-Buch von 1863, Jfd. Nr. 269.*
4. *Angabe eines der Leumundzeugen. Wie Anm. 2.*
5. *Druckschrift o. Jg. Standort: Stadtarchiv Kassel (StAK), Dienstbibliothek.*
6. *StAK, Informationssammlung zu Kasseler Architekten.*
7. *Denkmaltopographie Stadt Kassel II, betr. Goethestr. 66 u. 67.*
8. *Adressbücher Dresden/Vororte/Briesnitz (1913/14), Dresden 1915-1919.*
9. *wie Anm. 6*
10. *Stadtarchiv Dresden, 8.3 Briesnitz, Nr. 625.*
11. *Rusch, Max, Die gemeinnützige Bautätigkeit im Königreich Sachsen. Dresden 1914.*
12. *(Abb. 2 u. 3): Hauptstaatsarchiv Dresden, AH Dresden-Alstadt, Vororte/Briesnitz, Nr. 123.*

Wenn der Kohlenhändler kam

und der Ofenkehrer die Stube einstaubte.

Ja damals, das waren noch Winter! Wenn wir Kinder völlig durchgefroren vom Rodeln oder Schlittschuhlaufen kamen, dann war der gute alte Kachelofen in der Stube unser bester Freund. Ein Strick um ihn diente zum Trocknen der Handschuhe und ein warmes Plätzchen für die durchgefrorenen Füße fand sich immer. Wer kann sich aber schon noch der Mühen entsinnen, die ein gut geheizter Kachelofen machte? Wie viel Arbeit kam da auf die gewissenhafte Hausfrau schon in den Sommertagen darauf zu? Ein guter Stubenofen brauchte seine Pflege und so wurde aller zwei Jahre der Ofenkehrer zur Reinigung bestellt. Das war ein Tag mit viel Schmutz und Staub, bei dem wir Kinder lieber das Weite suchten. Zuerst wurden die seitlichen Verschlusskacheln von den einzelnen Zügen entfernt und in einem bereitgestellten Eimer Wasser gelegt. Mit einem speziellen Besen wurde die Flugasche abgekehrt, meistens kamen da so zwei Eimer feinsten Staubes zusammen, der sich gern im Zimmer verteilte. Nach dem Entfernen starkverrußter Stellen wurden die Verschlüsse wieder mit Lehm an den Ofen angebracht. Da ein sofortiges

Anheizen nicht möglich war, musste alles noch vor den kalten Tagen geschehen. Vor der Kohlenbestellung gab es immer die bange Frage: wird es ein strenger Winter werden, wie viele Kohlen werden wir brauchen? Sommerbriketts waren preislich viel günstiger als die Winterkohle, sie kamen ungefähr 1,75 Mark pro Zentner. Wer zeitig genug den Keller für die Heizmittel vorbereitet hatte, sparte da schon schnell mal 10 Mark. Man versuchte die vom letzten Winter übrig gebliebenen Kohlen so zu lagern,

dass sie auch gleich als erstes in der Winterzeit durch den Schornstein gingen. Ich hatte das große Glück, den alten, guten „Kohlenmungsk“ zu kennen und hatte dadurch ein paar Sorgen weniger. Statt bei den Lieferungen auf die Leute warten zu müssen, übergab ich ihm einfach den Kellerschlüssel am Vorabend und die Sache war erledigt. Da es in meinem Keller kein Fenster gab, zu dem man die Kohlen hineinschütten konnte, musste jeder Zentnersack Briketts einzeln die Treppe hinab getragen werden. Dies kostete natürlich extra! Die Hoffnung, ordentliche Briketts zu bekommen, lag außerhalb des Einflusses meines Bekannten. Die Hirschfelder Straße besaß auch damals schon eine automatische Sackabfüllung, doch im Allgemeinen wurde die Kohle oft ungesackt vor

greifen. Die Jahresmenge fasste der Keller nicht und dadurch kam Herr Röder öfter zu dem „Vergnügen“. Sein Hauptlieferant für Holz war ein Fischhändler. Die alten Fischkisten stanken zwar recht übel, machten aber ein super Feuerchen.

In Cotta gab es mehr als fünf Kohlenhändler, bei identischen Preisen und gleichen Bedingungen hing da die Auswahl eigentlich nur von der Nähe zur Wohnung ab. Mit der Bestellung der Markenkohle konnte man etwas warten, trotzdem galt es darauf zu achten, dass die Marken nicht verfelen, denn die Kohlen waren pro Zentner ungefähr ein Drittel preisgünstiger als die Winterkohle. Die Marken bekam man in einer Baracke neben dem Cottaer Rathaus, die Menge hing von der Anzahl der im Haushalt wohnenden Personen ab.



- Der ideale Kohlentransporter von einst - (Foto: T. Richter)

der Haustür abgekippt. Nach der Arbeit galt es dann am Abend Eimer für Eimer den Keller zu füllen. Manche holten sich deshalb die Kohlen vom Händler lose mit dem eigenen Leiterwagen ab und sparten sich dadurch wenigstens die Anlieferungskosten. Die Bäckerei Röder an der Cossebauder Straße verbrauchte in einer Woche 5 – 8 Zentner Kohlen. Wenn dann die Lieferung vor dem Hause abgeschüttet worden war, mußte auch der Bäckermeister die Kleidung wechseln und zur Schaufel

In den Wohnküchen stand früher ein gesetzter Herd, der ein wahrer Wunderofen war. Über Schieber wurde die Wärme an die verschiedenen Herdstellen geleitet. Auf ihm wurde gekocht, gleichzeitig warmes Wasser bereitet und in der Backröhre der Braten gegart. Die alten gesetzten

„Kochhexen“ wurden mehr und mehr durch einfache Herde ersetzt. Für die Küchenöfen aus Gusseisen waren Briketts nicht so gut geeignet. Wer im Winter sehr viel die Küche nutzte, war dann gut beraten sich reichlich Brennholz zu besorgen.

In der Kohlenhandlung gab es nur selten Feuerholz und wenn, so war es doch recht teuer. Da mein Schwager im Karosseriewerk arbeitete, bekamen, wir von dort „Deputatholz“. Auch die „Reichsbahn“ gab an ihre Mitarbeiter alte Eisenbahnschwellen

als Brennholz ab. Nach dem Krieg wurden natürlich auch die Ruinen nach Brennholz abgesehen. Ein Hackklotz mit Beil stand in jedem Keller und das Spalten des Holzes war dann die Arbeit der Männer. Dass man nicht jeden Tag, wie man wollte, sein Holz hacken konnte, verstand sich von selbst. Diese lärmende Arbeit stand unter dem Vorbehalt guter nachbarschaftlicher Beziehung. Ab dem ersten Anheizen ließ meist der Winter nicht lange auf sich warten. War der Schornstein noch kalt, so waren vor allem die Bewohner der oberen Etagen meist starken Rauchgasen ausgesetzt. Die richtige Sogwirkung der Esse setzte erst dann ein, wenn es draußen richtig knackig kalt geworden war. Am Abend stellte man für den nächsten Morgen schon die Kohlen bereit. Das „Anfeuern“ des Kachelofens besorgte immer der, welcher als erster außer Haus ging. Mit einem Kohlenanzünder und wer hatte, mit etwas Holz, wurden die Kohlen soweit im Kachelofen angeheizt, bis nur noch rote Glut zu sehen war. Dauerte mal alles wieder zu lange, mußte man die nächste Straßenbahn für die Fahrt zur Arbeit nehmen. Alle Ofenklappen wurden fest zugeschraubt und dadurch der Verbrennungsvorgang verzögert. Am Abend nach der Arbeit war dann die Stube richtig durchgewärmt. Für die Nachtschwärmer galt es allerdings

nochmals ein paar Kohlen nachzulegen. Die wenigen Glücklichen, mit einem eigenen Bad, kennen gewiss

wurden. Lange hielten die Badeöfen nicht die Wärme, oft war nur noch am nächsten Morgen der Raum leicht temperiert.



- Das Kohlenmonster aus der Röders Backstube. -
(Foto: G. Röder)

noch die robusten Badeöfen. In denen wurde dann zum „Badetag“ so gut wie alles Brennbare verfeuert. Die alten ausgedienten Schuhe und natürlich auch der abgenadelte Weihnachtsbaum sorgten meist schon nach kurzer Zeit für die erste Wannenfüllung. Mit ein paar Briketts wurde dann ein Glutbett gehalten, in das dann die in Tüten abgepackten Kohlenreste vom Vorjahr gelegt

Das Ziehen der Asche aus den Öfen musste unter größter Vorsicht erfolgen, wollte man nicht die Wohnung in eine Staubwüste verwandeln. Falls es noch Glut darin gab, stank dann oftmals das ganze Treppenhaus entsetzlich, denn hier wurden meist die Ascheneimer vor dem Abtransport deponiert. Wer sich nicht geschickt genug anstellte, hatte an windigen Tagen schon beim Öffnen der Haustür einen großen Teil der Asche in der Umgebung verstreut und sah dann meist auch selbst recht „aschfahl“ aus. Zwischen Weihnachten und Neujahr, in der Zeit wo viel geheizt wurde, reichten oft die Aschekübel nicht aus. Alte Badewannen und große Bottiche wurden schon vorsorglich bereitgestellt. In der ganzen Stadt lag dann ein eigenartiger Geruch in der Luft, der sich dann bei ungünstiger Wetterlage noch verschlimmerte. Erstaunlich, wie schnell nach der Wende überall die Heizungen umgestellt wurden. Der schöne alte Ofen hatte trotzdem so seine Romantik, an kalten Wintertagen bin ich heute jedoch froh, wenn ich mit kühnem Griff zum Manometer, die Zimmertemperatur viel einfacher regeln zu kann.

Tom Henke

Die Zeiteinsparungen sind zurück: Wo lief Hermann Lemme?

Im April startet voraussichtlich eine neue Aktion des nun schon bekannten Geschichtsforschungsprojektes. Die Jugendlichen werden sich diesmal dem Thema „Das Wandern ist des Lehrers Lust“. Damit verbunden ist eine Würdigung des Briesnitzer Lehrers Hermann Lemme, der heimatkundlich interessiert war und unter anderem eine le-

gendäre Sammlung von selbst zurückgelegten Wanderrouten in der Tagespresse herausgab. Mit der Recherche über diesen Lehrer soll sich die Sammlung über bekannte und sich dem Gemeinwohl widmenden Lehrer aus Briesnitz schließen. Die Jugendlichen aus der Kirchgemeinde und der 76. Mittelschule wollen mit Zeitzeugen sprechen,

verschiedenes Kartenmaterial und Fotografien sichten, sowie Interessantes über den Lebensweg dieses Lehrers in Erfahrung bringen.

Bis zum Sächsischen Jugendgeschichtstag, am 12.12. 2012, wird aus diesem Material eine Präsentation erstellt.

20 Jahre Ortsgruppe Gompitz

des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Die Mitglieder der Ortsgruppe verstehen zu feiern. Das bewiesen sie am 8. Juni bei einer Festveranstaltung mit zahlreichen Gästen im Gompitzer Ortschaftszentrum. Bewirtet mit eigenem Hausbier, wurden nicht nur die Politiker aus dem Sächsischen Landtag, sondern vor allem die Mitglieder des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. An diesem Abend waren sie die gefragten „Stars“ und da konnte die Gompitzer Ortsgruppe so einiges berichten. Unter den 22 Frauen und Männern des Ver-

eins sind Einwohner aus den umliegenden Dörfern, wie Gompitz, Pennrich, Ockerwitz, Steinbach und Unkersdorf vertreten. Dieser glückliche Umstand machte sie natürlich auch bekannt in der ganzen Region. Mit den Arbeitsschwerpunkten Heimatgeschichte, Naturschutz/Landschaftspflege, Denkmalpflege und Volkskunde hatten sie sich schon bei ihrer Gründung ein breites Betätigungsfeld gesetzt. Entlang dieser Linie konnten sie nun auf ihre Erfolge zurückschauen. Vom ständigen Sammeln und Archivieren, über das Bergen eines mittelalterlichen

Steinkreuzes bis zu einer ganzen Reihe an Veröffentlichungen reicht da die Palette. Wer schon einmal die Nagelsche



- Harald Worms beim Verlesen der Festrede -

Säule in Unkersdorf besucht hat, sich an dem Aussichtspunkt Steinhübel über die Infotafeln erfreute, verdankt das den umtriebigen Freunden des Heimatschutzes. Doch dabei blieb es nicht. Mehrere Wegsäulen wurden restauriert und auch der Kuhbrunnen in Zöllmen wieder aufgestellt. Die Leser der „Froschpost“ werden sich gewiss an viele Artikel über die „Oberdörfer“ erinnern. In den „Gompitzer Nachrichten“ sind die Heimatfreunde auch monatlich vertreten. Zur Zeit ist man mit der Ordnung, Archivierung und Präsentation von Sammelgut beschäf-

tigt, das schon einen ansehnlichen Umfang angenommen hat. In der nächsten Zeit steht der „3. Heimattag des Wilsdruffer Landes“ vor der Tür. Für die vorgesehene mögliche Erweiterung des Landschaftsschutzgebietes Zschonergrund wird fleißig geworben und auch dafür engagiert sich der Verein. Als Ansprechpartner, Klimagestalter und Sachwalter leisten die Ortsgruppenmitglieder in ihren Dörfern und Gemeinden von Verantwortung und Liebe zu ihrer Hei-

mat getragene, unentbehrliche Heimatschutzarbeit. Viele Dorffeste wurden auch durch ihre Hilfe eine bleibende Erinnerung. Der „Freundeskreis Cotta e. V.“ und ganz speziell die Redaktion der „Froschpost“ wünscht Euch weiterhin viel Kraft bei der ehrenamtlichen Arbeit. Einem besonderen Dank gilt dabei Harald Worms, mit dem wir über viele Jahre hinweg in ständigem Kontakt stehen und schon so manchen guten Tipp erhielten. Danke und alles Gute für die nächsten zwanzig Jahre!

Thomas Richter

Elfriede Trötschel

Im Jahre 1938 wurde am Dresdner Opernhaus die spätromantische Oper „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck aufgeführt. Das besondere Schmeckerchen war damals die Starbesetzung! Die Rolle des Hänsel hatte Frau Christl Goltz übernommen und als Gretel war die aus Dresden - Cotta stammende Elfriede Trötschel zu hören. Für die im letzten Bild benötigten Knabenstimmen wurden traditionsmäßig die Kapellknaben der Hofkirche eingesetzt.

Herr Bulang erinnerte sich noch heute gern an seinen Auftritt neben den großen Sängerinnen, besonders aber an die volksverbundene Trötschel. Im letzten Bild wurde im Finale von „Hänsel“ und „Gretel“ und den Kapellknaben das berühmte Pfefferkuchenhaus verspeist. Während die Stars des Abends echte „Pulsnitzer“ bekamen, mussten sich die Knaben des Chores mit Papprequisiten zufrieden geben. Elfriede Trötschel verhalf dann immer den kleinen

Mäulern doch noch zu etwas Glück. Sie imitierte ebenfalls das große Verspeisen und reichte das Pulsnitzer Kleinod den Knaben vom Chor. Jeder durfte einmal sich ein Stück abbeißen und konnte wahren Genuss beim Verspeisen eines Hexenhauses haben. Klar, dass es für diese Kinder nur einen Star am Humperdinck Abend in der großen Oper gab.

Es stank gen Himmel,

die Abdeckerei am Rande von Cotta und Löbtau - Teil 2

Es verging kein Jahr ohne Petitionen und Eingaben in Sachens Cavillerei, darin herrschte bei den Einwohnern Cottas und Löbtaus eine selten gefundene Einigkeit. Trotz der ständigen Beschwerden ließ sich der Stadtrat von Dresden nicht erweichen und so blieb es über lange Zeit bei diesem erbärmlichen Zustand. Allein im Jahre 1893 wurden in der städtischen Abdeckerei 283 Pferde und 35 Rinder entsorgt. Auf den naheliegenden Feldern im Ostravorwerk, aber auch in den angrenzenden Gärten landete dann das Leimwasser als „Dung“. Je nach Windrichtung drang dann der Duft in die umliegenden Räume und Höfe der Einwohner. Besonders die „Vermietervereine“ von Löbtau und Cotta beschwerten sich immer wieder über den bestialischen Gestank. Für sie brachte die Geruchsbelästigung recht spürbaren Mietausfall. Ohne die entsetzlichen Gerüche wäre wohl in dieser Gegend manch stattlicheres Haus entstanden. Beim damals zügigen Umbau des Dorfes Cotta in einen Arbeitervorort blieben die unmittelbar angrenzenden Flächen über viele Jahre unbebaut, die Zumutung an Anwohner und Mieter wäre dann doch zu groß gewesen. Immer wieder verschob die Stadt den notwendigen Umzug der Cavillerei in weite Ferne. Mit dem Beschluss des Stadtverordnetenkollegium Dresdens im August 1895, den Standort für die Cavillerei beizubehalten, schwanden die letzten Hoffnungen der gestressten Anwohner dahin. Angeblich hätte der Rat nach anderen außerhalb gelegenen Orten gesucht, wäre aber beständig auf Schwierigkeiten gestoßen. So entschloss man sich kurzer Hand, die alte Anlage nach Modellen von München und Hamburg für über 130.000 Mark zu modernisieren. „Bei dieser Anlage sind Vorkehrungen getroffen, durch welche die Körperteile der erkrankten Thiere in Trommeln einer Wärme von 300 – 400 Grad ausgesetzt werden, wodurch alles

Fleisch, sowie Haut und Knochen vollständig pulverisiert werden und zwar in fast geruchloser (?) Weise.“ (1) Alle Vorbehalte der Gemeinderäte halfen nichts, im Jahre 1896 wurde die Cavillerei nach diesen Plänen umgebaut. Die neue Technik verschaffte Milderung, stellte aber das Übel nicht ab. Die nicht mehr benötigten Abdeckereifelder empfahl der Ausschuß zu „...Zwecken der Errichtung einer Baumschule und deren Einfriedung mit Drahtgeflecht...“, umzubauen. Aus dieser Zeit stammen die Bauten im Innenhof des Dreiecks Lübecker/Pennricher und Gohliser Straße, die zum Teil heute noch dort stehen. Bis zur Wende wurde in diesen Räumen mit den berühmten

immer neue Schwierigkeiten entgegen, so dass sich die städtischen Kollegien mehrfach mit der Angelegenheit befassen mußten. Nach Bewilligung der erheblichen Mittel begann dann das städtische Hochbauamt im Jahre 1913 mit dem Bau der neuen Anlage, ... Auf einem 7500 Quadratmeter großen Gelände, das für Gartenanlagen und Erweiterungszwecke bestimmt ist, wurde die neue Beseitigungsanstalt gegenüber dem Pieschener Winkel errichtet. ... Das Betriebsgebäude besitzt einen vierzig Meter hohen Schornstein, der die Anlage schon von weitem kennzeichnet.“ (3) Die Planungen des Baus lagen in den Händen des stellvertretenden Leiters des Hochbauamtes, dem Baudirektor Geißler. Die Kosten für den Neubau betragen gegen eine dreiviertel Millionen Mark. Hinsichtlich der Architektur fügten sie sich in den Rahmen der übrigen von Hans Erlwein errichteten Bauten der Schlachthofinsel ein. Vermutlich im Herbst 1915 war dann nach Übernahme der aus der alten Anlage stammenden Kessel und Maschinen der Betrieb aufgenommen worden. Im Jahr 1925 entstand auf den alten Abdeckereifeldern der Wohnkomplex Pennricher Straße 2-6, der



- Reste der alten Abdeckerei im Innenhof - (Foto: T. Richter)

grünen Kehrspänen gehandelt und bei „Späneschulze“ kauften die meisten Fleischereien Dresdens auch ihre Räucherspäne ein. Bei den ersten Einverleibungsverhandlungen zwischen Dresden und den Randgemeinden Cotta und Löbtau Ende des 19. Jahrhunderts, hatte natürlich die Beseitigung der neuen Abdeckerei hohe Priorität. Und so vereinbarte man dann auch im „Ortsgesetz, die Vereinigung der Landgemeinde Cotta mit der Stadt Dresden betreffend“ aus dem Jahre 1902 im § 16 Absatz 3 „Die Kavillerei bei den Drescherhäusern ist längstens bis Ende des Jahres 1907 zu beseitigen.“ Mit Versprechungen war die Stadt schon immer schnell, aber auch dieser Termin verstrich ohne dass es geringste Anzeichen für Veränderungen gab. Und so berichtet die „Elbtal – Abendpost“ acht Jahre später: „Es stellten sich jedoch

auch die Häuser Gohliser Straße 38-50 mit einbezog. „Diese städtischen Pflegewohnungen entstanden unter der Regie des Stadthochbauamtes und dessen Leiters Paul Wolf und weisen zum Teil expressionistisch beeinflusste Fassadengestaltungen auf.“ (4) Vom alten Duft blieb nichts zurück, die alte Beamtenvilla wird gerade saniert und die anderen Bauten im Innenhof schlummern im ungenutzten Zustand so dahin - zum Glück geruchlos.

Tom Henke

1. „Löbtauer Anzeiger“ v. 24.8.1895
2. Stadtarchiv 9.1.4. Nr.124
3. „Elbtal – Abendpost“ v. 8.5.1915
4. http://www.dresdner-stadtteile.de/West/Cotta/Strassen_Cotta/strassen_cotta.html
5. Stadtarchiv DD 2.2.7.Finanzamt I G 189

Sein Tod wird eine große Lücke reißen,

Helmut Köhler wurde am 29. März in Briesnitz beigesetzt.

Am 22. März 2012 starb unser langjähriger Autor und exzellente Kenner der Geschichte unserer Umgebung, Helmut Köhler. In vielen Artikeln der „Froschpost“ berichtete er von seiner Arbeit als Archäologe. Unsere Leser waren dadurch ständig über die Grabungen in Cotta und Umgebung bestens informiert. Seine umfangreichen Kenntnisse machten ihn zu einem gefragten Ratgeber und Mentor; in zahlreichen Artikeln stellte er seine Vielseitigkeit unter Beweis.

Helmut Köhler wurde am 30. September 1930 in Dresden geboren und besuchte bis 1941 die 75. Volksschule in Leutewitz. Schon als 9jähriger interessierte er sich beim Bau des Autobahnzubringers für die damaligen Ausgrabungen der Burg Briesnitz. Weitere Ausgrabungen, so in Serkowitz, Bautzen, Gablonz und vielen anderen Orten folgten. Es begann eine Liebe zur Archäologie und Geschichte, die ihn im Leben nie mehr loslassen sollte. Mit über 30 Jahren, nach vielen technischen Abschlüssen und Meisterprüfungen, ließ er sich an der PH in Dresden immatrikulieren, um ein Studium in der Fachkombination Deutsch/Geschichte aufzunehmen. Der Wunsch mit jungen Menschen zu arbeiten und dabei die Lehren aus der

Geschichte vermitteln zu können, ging in Erfüllung. Nach vielen Arbeitsjahren als Lehrer an den unterschiedlichsten Schulen, begann er im Jahre 1992 bei



der Reichsbahndirektion in Dresden eine Tätigkeit als Historiker. Unmittelbar daran schloss sich seine Arbeit als Grabungsleiter in Briesnitz und Cotta an. In dieser Zeit lernten wir uns durch die Ausrichtung der „Froschpost“ als historisch orientierte Heimatzeitung kennen. Von Anfang an war er mein Mentor und Lehrer. Durch seine Begeisterung für die Geschichte unserer Heimat entstand so manche kleine

Forschung auch bei mir. War es am Anfang nur die Neugierde, so wurde es später zu einer intensiven Beschäftigung. Durch sein vielseitiges Interesse stießen wir immer wieder auf neue Gemeinsamkeiten. Trotz unterschiedlicher Weltanschauung wurde aus der Arbeit an der „Froschpost“ eine enge Freundschaft, die weit über die Begeisterung für die Heimatgeschichte hinausging. So manche Stunden verbrachten wir beide in der Küche in Briesnitz und nahmen dabei alle nur denkbaren Ablageflächen in Beschlag. Neue Quellen wurden erschlossen und gemeinsame Projekte nahmen dort ihren Anfang, die Leser der „Froschpost“ profitierten davon. Es war eine wunderschöne Zeit und ich hoffte, sie gehe ewig. Dein Tod kam für uns alle, dann doch zu plötzlich. Ich habe noch so viele Fragen, bei deren Beantwortung ich nun meinen Weg allein und selbst gehen muss. Ich glaube Du hast mich gut gerüstet, ich danke Dir dafür. Für die Leser der „Froschpost“ und auch für mich wirst Du immer in guter Erinnerung bleiben – für Deine wertvolle Arbeit und ständige Hilfsbereitschaft sind wir Dir zu großen Dank verpflichtet.

Redaktion der „Froschpost“
Thomas Richter

So erlebte ich damals Cotta,

woran man sich auch gern im Alter erinnert -Teil 1

Im Jahre 1930 zogen meine Eltern in die Birkenhainer Straße, die damals noch eine Sackgasse war. An Spielgefährten fehlte es mir zu dieser Zeit nicht. Außer mit meinem ein Jahr älteren Bruder konnte ich auch mit vielen Jungen aus unserem Neubaublock und der näheren Umgebung spielen. Auf der angrenzenden Klopstockstraße und der Rennersdorfer Straße, und ab 1938 auch auf der damals neubauten Hölderlinstraße, waren ausreichend Spielkameraden zu finden. Vom

Verkehr fast unberührt, gehörte die Straße uns. Wir spielten sehr gern Fußball, ob mit Gummibällen oder auch mit Tennisbällen; nicht immer fand das die Zustimmung der Anwohner. Wenn hin und wieder ein Ball in ein bis dahin geschlossenes Fenster flog oder in die Gärten am Ende der Straße, bekamen wir oft großen Ärger. Einer von den Gartenbesitzern nahm uns das besonders übel, andere nahmen es gelassen und erinnerten sich wohl auch an ihre Kindheit. Meine Spiel- und Fußball-

freunde aus unserem Block hießen Hans und Werner M., Erhard Sch., Gerhard K., Günter F., Heini und Rolf Sch.. Von der Klopstockstraße kamen noch „Hauer“, Manfred K. und Werner H. und viele mehr dazu. In Cotta wohnten damals allein 250-300 Jungen im Alter von 10 - 14 Jahren. Mit Mädchen gaben wir uns noch nicht ab, die waren allenfalls beim Kullerschieben zugelassen. Für uns Kinder war natürlich auch der Weidigtbach, der die Straße abschloss, ein attraktiver Spiel-

platz. Zum Glück gab es noch so etwas in unserem Stadtteil! Wenn in Gorbitz Wolkenbrüche heruntergingen, gab es bei uns in Cotta Überschwemmungen. Bei einem solchen Frühjahrshochwasser zogen wir einmal Gerhard K. aus dem Wasser und brachten ihn völlig durchgeweicht nach Hause. Eine befestigte Uferböschung gab es damals noch nicht. Bei der Verlegung des Baches in das Luftbad wurde sie vom Arbeitsdienst dort errichtet. Manchmal baten uns Nachbarn, für sie einen Weg zu besorgen. Ihre Aufträge abzulehnen, ließ unsere anerzogene Hilfsbereitschaft nicht zu. Für

das dabei abfallende kleine Trinkgeld, waren wir jedoch sehr dankbar. 5 oder 10 Pfennige bedeuteten für uns Kinder damals viel Geld. Meistens waren es kleine Einkäufe in die in der Nähe liegenden Geschäfte. Zur Versorgung des Wohngebietes hatten sich entlang der Klopstockstraße (bei uns Jungen hieß sie Kloppler) zahlreiche Läden angesiedelt. Im Bereich der Rennersdorfer Straße waren es gleich sechs Geschäfte und die Kohlenhandlung Hönisch. An der Ecke befand sich der Fleischermeister Schramm, dessen Sohn wir „Zacka“

Kloß am Ende der Kronprinzenstraße, direkt an der Haltestelle der Linie 20 landwärts, kostete das Päckchen holländischer Kaugummi mit 4 Draagees 10 Pfennige. Die hatten wir selten

seine Werkstatt, die zugleich Wohn- und Schlafzimmer war. Als Kinder sahen wir ihm gern bei seiner Arbeit zu. Dazu hatten wir jedesmal Gelegenheit, wenn wir in seine Werkstatt kamen.



- Frauen beim Zuschütten der Gräben nach dem Krieg -

übrig, obwohl diese besser schmeckten. Hier gab es auch Manna und Johannsbrot, bei uns eine begehrte, aber kostspielige Nascherei. Auf der Klopstockstraße zwischen Hühndorfer und Unkersdorfer Straße befand sich noch das Mehnertsche Fischgeschäft. Die dortige Bedienung erinnerte uns an einen Karpfen. Wir kauften hier nicht nur allerlei Fisch, sondern verkauften auch für einige Pfennige Zeitungspapier. Neben dem Pergamentpapier wurde es als zusätzliches Verpackungsmaterial genutzt. Zwei Häuser weiter

Unsere Schuhe waren in der Regel zum vereinbarten Termin nicht fertig und wir hatten genügend Zeit für unsere Studien. Ledersohlen wurden mit 2 oder 3 Reihen Holztäksen genagelt, Gummisohlen wurden öfter auch geklebt. In dem Eckhaus gegenüber betrieb der Uhrmacher Hempel sein Geschäft. Daneben befand sich die Bäckerei Willing, eine wichtige Institution im Wohngebiet. Im Laden kauften wir Brot, die üblichen 4-Pfünder, und das waren etliche pro Woche. Manchmal kamen sie schon angeknabbert zu Hause an, die Kruste schmeckte uns so gut. Kuchen buk er nur zum Wochenende, aber Semmeln bekamen wir jeden Tag ofenfrisch von der Bäckersfrau an die Wohnungstür gehängt. An einem Bund hingen bei ihr im Laden alle Haustürschlüssel der Umgebung, so daß sie schon um 5 oder 6 Uhr die frischen Semmeln ihren Kunden bringen konnte. Im Laufe des Sonnabends kam sie dann das Geld einsammeln. Als Kundenkind bekam man auch mal einen Kuchenrand von ihr zugesteckt und zu Fasching obligatorisch Kräppelchen. Am Sonnabend kam die Milchfrau mit einigen Milchkrügen voll mit Magermilch, Vollmilch und saurer und süßer Sahne in die Wohnung. 1938 fiel die süße Sahne weg, weil entsprechend dem 4-Jahresplan von Hermann Göring, im Reichsgebiet keine Schlag- sahnemehr angefertigt werden durfte. Im Laufe der Woche holten wir Kinder auf dem Heimweg von der Schule die Milch im Laden auf der Lübecker Str. 109. Unser blaues Milcheimerchen war manchmal nicht mehr ganz voll, wenn wir es bei Muttern abliefern. Milch schmeckte damals noch nach Milch und für uns Leckermäulchen war es ein Genuss!

wohnte mein Klassenkamerad Manfred G., mit dem ich bei der Schuleinführungsfeier im April 1934 für die neuen ABC-Schützen einen Klapperspielte. Auch der dünn bebaute vordere Teil der Birkenhainer Straße wies einige Geschäfte auf. In der Nummer 1, Eingang Lübecker Straße, war ein Damensalon. Aus der Mansardwohnung des kleinen Hauses sah man oft einen Rhesusaffen in der Dachrinne entlang spazieren, damals eine große Attraktion. Nebenan, in der Nr.3, konnte man bei der Firma Heiber Flaschenbier kaufen. Im Hintergebäude hatte der Schuhmacher Hothas



- Der Grillparzer Platz, mit den „Räbchen“ aus Cotta. -

riefen. Die Lebensmittelgeschäfte entlang der Klopstockstraße waren Rühle, Kohfeldt und Frisch, und dann gab es noch eine Schnittwarenhandlung. Schräg gegenüber hatte der Tabakwarenhändler Ranft seinen Laden. Ranft war für uns deshalb interessant, weil wir nämlich hier für nur 1 Pfennig einen Kaugummi kaufen konnten, der allerdings weniger Gummi, dafür aber mehr Zucker enthält. In der Drogerie

bebaute vordere Teil der Birkenhainer Straße wies einige Geschäfte auf. In der Nummer 1, Eingang Lübecker Straße, war ein Damensalon. Aus der Mansardwohnung des kleinen Hauses sah man oft einen Rhesusaffen in der Dachrinne entlang spazieren, damals eine große Attraktion. Nebenan, in der Nr.3, konnte man bei der Firma Heiber Flaschenbier kaufen. Im Hintergebäude hatte der Schuhmacher Hothas

Hans Ziesche

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe

Vorsicht – Trickbetrüger

und Cottas wachsame Polizei!



In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts warnten immer wieder Zeitung und Rundfunk vor Betrügern bei der Hauszustellung von Kartoffeln. Dabei eilten vermeintliche Verkäufer den beliefernden Fahrzeugen voraus und stellte sich als Kassierer bei den Wartenden vor. Sie teilten völlig wertlose Quittungen aus und taten immens beschäftigt. Kam dann der richtige Verkäufer für die „Einkellerungskartoffeln“, erlebten die Hausfrauen dann oft ihr blaues Wunder. Immer wieder wurde vor Trickbetrügern gewarnt, die Liste der Varianten des Betrugs scheint fast endlos. Leider ist dabei dieser „Erwerbszweig“ nicht neu. Im Jahre 1912 erhielt Frau Rogge aus Kemnitz einen Brief, welcher mit Frau Professor Dr. Dyrenfurth (München) unterzeichnet war. Die Briefschreiberin gab an, sie habe in München mit ihrem Ehegatten eine große Privatklinik und die Aufgabe, das Kind einer angestellten Assistentin gut unterzubringen. „Als Entschädigung würden monatlich 25 Mark und nach einem Jahr bei guter Pflege eine Sondervergütung von 400 Mark gezahlt.“ In dem Brief wurde nach einer guten Pflegefamilie gesucht und um Mithilfe dabei gebeten. Mit diesem sensationellen Angebot ging die Kemnitzerin Rogge sofort zum Schwiegersohn nach Cotta. „Man begab sich in das Hotel, der Vertrag wurde abgeschlossen und der kleine Erdenbürger gleich mitgenommen. Die Papiere sollten am anderen Tag geregelt werden. Wer aber nicht erschien, das war „Frau Professor Dr. Dyrenfurth aus München“. Im Hotel war sie nicht angemeldet und man mußte feststellen, dass die „Frau Professor“ nichts weiter als eine ausgekochte Betrügerin war. Wie sich später herausstellte, war die 21jährige Frieda Mauke, ebenfalls aus Kemnitz stammend, die ermittelte Schwindlerin.

Die Polizei schnappte sie in Dresden – Strehlen und nahm sie in Haft. Den kleinen Erdenbürger traf es nicht viel besser, denn er wurde in das Findelhaus gebracht.

Über einen Schwindler aus Dresden, der sich als Geheimer Kirchenrath Dr. Heger ausgab, berichtete die „Sächsische Dorfzeitung“ vom 17. April 1902. Seinem Liebeswerben fiel ein junges Fräulein aus Cotta zum Opfer. „Er machte ihr große Versprechungen, versprach ihr die Heirath und erschien unter anderem in der Kleidung eines

zum Kammerfenster eingestiegen und dürfte sich somit in der nur aus Stube, Kammer, Küche und Korridor bestehenden Wohnung versteckt gehalten haben. Um 8 Uhr hatte Frau Buchwald das Fenster geschlossen und um 10 Uhr legten sich die Eheleute schlafen. Als die Frau gegen Mitternacht erwachte, bemerkte sie, dass die eines Kindes wegen nachts brennende Sparlampe erloschen war und wollte nach der Ursache sehen. In diesem Augenblick wurde der Frau die Stubentür mit einer derartigen Wucht an den Kopf geschleudert, daß selbige sofort rückwärts auf den Korridor stürzte. Obwohl der Ehemann sofort aus dem Bette sprang, entkam der Räuber völlig unerkannt. ...

In der Wohnstube hatte der Räuber alles durchwühlt und dabei eine braune Kassetten, enthaltend gegen 100 Mark bares Geld, darunter die Miete, mehrere goldene Vorhemdchenknöpfe, Versicherungsmarken der „Viktoria“ usw. gestohlen.“ Durch die Ausführung der Tat, vermutete man dahinter einen schon lang gesuchten Serientäter, der mal wieder in



- Die einstige Interimskirche auf der Hebbelstraße -

Priesters zum Gottesdienste in der hiesigen Kirche. Nach dem Gottesdienste beschenkte er zwei arme Konfirmanden mit Schuhen. Das Geld hierzu hatte er von der Leichtgläubigen geborgt. In Briefen und in Postkarten an dieselbe ahmte er die Unterschriften verschiedener, hochgestellter Geistlicher nach und stellte außerdem mit seinem hochklingenden Namen einen Schuldschein aus. Nachdem der Betrogenen endlich die Augen aufgingen, war auch der Geh. Kirchenrath verschwunden, ...“. Später stellte es sich heraus, dass der ca. 19 Jahre alte Schriftsetzer Karl Heger aus Dresden sich diesen Betrug ausgedacht hatte, um zu Geld und Ansehen zu kommen.

Einen schweren Einbruchsdiebstahl meldete die „Elbtal – Abendpost“ vom 30.10.1910, den sie auf Grund der Dreistigkeit des Täters sehr genau schilderte. „Der noch völlig unbekannte Einbrecher ist zweifelsohne abends vor 8 Uhr von der Tonbergstraße aus

Cotta zugeschlagen hat. Verständlich, dass die Bevölkerung sehr besorgt war. Ganz besonders erstaunt dürften dann aber die Cottaer in die „Elbtal – Abendpost“ vom darauf folgenden 3. April geschaut haben. Unter „Vorstadt Cotta“ titelte die Zeitung: „Der große Einbruchsdiebstahl, welcher bekanntlich vergangene Woche ... hier selbst zur Ausführung gekommen sein sollte, ist in allen seinen Einzelheiten fingiert gewesen.“ Die angeblich geraubte Kassetten fand die Polizei nach Durchsuchung der Wohnung versteckt in einem Ofen. Die nicht vorhandene Miete schien die Veranlassung gewesen zu sein, einen Einbruchsdiebstahl in Szene zu setzen. Für diese Täuschung dürften Herr und Frau Buchwald einen empfindlichen Denkkzettel erhalten haben. Wieder mal ein Trick, der nicht gelang, denn so schlimm ging es nun wirklich nicht im alten Cotta zu.

Tom Henke